

Diana Artus

Rede anlässlich meiner Diplomverteidigung zu meiner fotografischen Arbeit und meiner Diplom-Ausstellung „The hallucinated city“ (HGB Leipzig, 2007)

In Italo Calvinos Buch „Die unsichtbaren Städte“ berichtet Marco Polo dem Mongolenherrscher Kublai Khan von den verschiedenen Städten, die er während seiner Reisen gesehen hat. Er erzählt ihm auch von einer Stadt namens Irene, die alle Betrachter von einem Hochplateau aus in beeindruckender Weise unten in einer Ebene liegen sehen. Auf diesem Plateau sammeln sich ohne Unterlass Leute, die fasziniert hinunter nach Irene schauen und die ganze Zeit darüber reden, wie es dort wohl wäre. Sie äußern ihre Vermutungen über die Stadt, analysieren diese Vermutungen, schlussfolgern daraus auf neue Vermutungen. Mit solchen Diskursen verbringen sie ihre Zeit. Nie steigt allerdings jemand hinunter, um einmal nachzuschauen, was das eigentlich für ein Gebilde ist, das da unten existiert und von oben aussieht wie eine Stadt. Auch Marco Polo war nicht unten. „Sähe man die Stadt von innen, so wäre sie eine andere; Irene ist der Name für eine Stadt aus der Ferne, und nähert man sich ihr, so wird sie eine andere“, ist das Einzige, was er von ihr berichtet, und da er nicht dort war, kann er auch das eigentlich nur behaupten. Er erinnert sich lediglich ganz dunkel an eine diffuse Anballung urban wirkender Strukturen, die er vom Plateau aus gesehen hat, am besten erinnert er sich wahrscheinlich an die ganzen Stories, die dort oben über Irene, ihre Bewohner und deren alltägliches Leben die Runde machen.

Jeder einzelne der Betrachter hat seine Gründe, die ihn davon abhalten, hinunterzugehen. Vielleicht Trägheit, vielleicht mangelnde Neugier oder aber eine Neugier, die zu groß und schön ist, um sie durch banales Nachprüfen befriedigen zu wollen, vielleicht Spaß am theoretischen Entwurf, vielleicht schlichtes Desinteresse. Und eigentlich liegt genau darin, dass nichts Genaues, Nachprüfbares über die Stadt bekannt ist, das Geheimnis von Irene, denn was diesen Ort so attraktiv und interessant macht, dass er ständig gleich einer Fata Morgana in den Köpfen der Betrachter herumgeistert, ist seine Vagheit und somit sein unerschöpfliches Potential an Möglichkeiten. In Irene ist alles vorstellbar, gerade weil und so lange nichts sicher ist. Das unterscheidet sie von Trude, einer anderen Stadt, die Marco Polo besucht hat. Bereits beim ersten Kontakt mit ihr hatte er das Gefühl, sie schon tausend Mal gesehen zu haben und dass sie ihm nichts Neues oder Überraschendes mehr bieten könne. Wahrscheinlich wäre auch die alltägliche Realität Irenes so farblos, langweilig, anstrengend

oder unzureichend wie die der Städte namens Trude, die man bereits zur Genüge kennt. Ihre Möglichkeiten jedoch sind theoretisch unbegrenzt. Deshalb hält man sich lieber an die Möglichkeiten und lässt sich unter Umständen von ihnen an der Nase herumführen.

Ich habe die Geschichte von Calvino weiter geschrieben:

Die Wahrheit über Irene

Wie immer um diese Zeit war das Plateau voll. Viele mögen offenbar besonders diesen magischen Anblick, den die Stadt bei einbrechender Dunkelheit bietet. Meistens sieht man nur eine unbestimmte Helligkeit, in einzelnen Zentren verdichtet, an anderen Stellen schwächer werdend, doch bei guter Sicht wie heute liegt das scheinbar endlose Lichtermeer ganz klar zu unseren Füßen. Die Stadt scheint dann ganz nah.

Wir waren wieder zu spät für das Münzfernrohr gekommen, vor dem sich schon die gewohnte lange und langsam vorrückende Schlange gebildet hatte. Man hatte es vor einiger Zeit installiert und seitdem war es eigentlich so gut wie immer besetzt. Selbst bei Nacht konnten sie nicht genug davon bekommen, damit auf die Stadt zu starren. Also begnügten wir uns mit dem vertrauten Blick vom linken Rand des Plateaus. Wir standen immer dort, konnten uns nicht mehr erinnern, wann diese Gewohnheit entstanden war. Aber wir pflegten sie.

„Sieht heute total aus wie Los Angeles“, unterbrach R. die andächtige Stille, die wir nun schon eine ganze Weile ausgehalten hatten. Niemand stimmte zu, aber alle schienen leicht genervt, denn er redete in letzter Zeit ständig von Los Angeles. „Wann warst du noch mal gleich dort?“ fragte ich etwas provokativ. „Noch nie. Weißt du doch.“ „Wieso bist du dir dann so sicher, dass es so aussieht?“ Er meinte, es gäbe doch haufenweise Bilder und fragte mich, ob ich etwa noch nie eins gesehen hätte. „Doch“, antwortete ich, „schließlich kenne ich dein Zimmer.“ Er hatte dort etliche Postkarten und Zeitungsbilder der Stadt an die Wand gepinnt. Auch ein Stadtplan hing da, auf dem er irgendwelche Punkte markiert hatte, so als hätten sie bereits eine Bedeutung für ihn. Seit einer Weile sparte er auf eine Reise und sagte immer, eigentlich brauche er nur den Hinflug, denn er würde sicher dort bleiben und ein neues Leben anfangen. Als ich ihn einmal fragte, wieso er sich dazu ausgerechnet Los Angeles ausgesucht hatte, antwortete er nur schulterzuckend: „Halt so“, und dass doch jeder irgend so einen Traum hätte. Ich glaube, R. kam vor allem deshalb so oft mit aufs Plateau, weil Irene von hier aus tatsächlich dem Los Angeles seiner Postkarten glich. Anstatt weiter auf seinen Flug zu

sparen, könnte er eigentlich auch einfach hinunter nach Irene fahren. Vielleicht sah es nicht nur von oben, sondern auch von unten aus wie Los Angeles.

Da räumte R. allerdings ein, Irene könne genauso gut New York ähneln oder Tokio, Chicago, vielleicht sogar Rio. Er bestehe jetzt nicht auf Los Angeles. „Eins ist jedenfalls sicher“, schaltete sich M. ein. „Es sieht auf keinen Fall so aus wie Trude.“ Da lachten wir alle. Trude ist nämlich unsere Stadt, die, in der wir wohnen und aus der wir ab und zu, eigentlich relativ oft, zum Plateau kommen, um auf die andere Stadt, auf Irene, hinunterzuschauen. Trude habe ich bisher nur einmal von oben gesehen, und zwar aus einem Flugzeug, das auf dem kleinen Flughafen in der Nähe landete. Ich weiß noch, wie ich während des ganzen Landeanflugs nach der Stadt gesucht hatte und dachte, jetzt müsste man sie doch sehen, bis mir klar wurde, dass man sie auch längst sah: Es war dieser unspektakuläre, mit viel Grün und Grau durchsetzte Bereich, der aussah, wie eine große Ansammlung von eingeschossigen Reihenhäusern und den ich anfangs mit Feldern und Äckern verwechselt hatte. Es gibt in der ganzen Stadt Trude kein richtiges Hochhaus oder etwas, das sie besonders machen würde, und nachts ist sie so dunkel wie ein schwarzes Loch. Irene dagegen hat eine Skyline, die nachts geheimnisvoll leuchtet.

Ein wildes Hupkonzert setzte plötzlich unten ein und tönte von ferne herauf. Wir kannten es schon. Andere offenbar auch. Jemand schaute sofort auf seine Uhr und sagte wissend nickend zu seinem Nachbarn: „Das ist die Acht-Uhr-Rushhour. Da muss wieder ganz schön was los sein! Wo die nur alle hinwollen?“ Spekulationen darüber wurden laut. Jemand meinte, er habe gehört, in Irene gäbe es an jeder Ecke einen Club, ein Restaurant oder eine Bar und jetzt ginge wahrscheinlich das berühmt-berüchtigte Nachtleben los. Ein anderer fügte hinzu, das mit den Bars stimme, das hätte er auch gehört, aber es gäbe in der ganzen Stadt wohl kein einziges Kino. „Die brauchen keine Filme, die haben auch so genug Action.“ Ein paar lachten über den etwas platten Witz. Ich zählte durch, dass wir in Trude vier Kinos haben und fand, dass wir eindeutig mehr brauchen. Aber andererseits haben wir ja das Plateau. Das ist sogar besser als Kino: Es ist live.

Mir fiel es allerdings schon immer schwer, mir vorzustellen, dass da unten Millionen von Leuten unterwegs sind, die alle einen stinknormalen Alltag haben, Stress und Langeweile eingeschlossen. Man denkt sich das Leben in Irene grundsätzlich wie in einem Film, in dem alles gut aussieht, egal ob es sich um einen Erfolg oder ein Scheitern handelt. Nach einer Weile erreicht man allerdings immer diesen Punkt, wo es gedanklich nicht weiter geht und wo

im Film dann der Abspann kommt. Meine Vorstellungen vom Leben in Irene blieben immer unvollständig und vage. Ich habe es nie geschafft, mich so zu konzentrieren, dass das Bild konkret wurde, dass man es hätte auf den Punkt bringen können, was einen beschäftigt. Oft hatte ich das Gefühl, ganz nah dran zu sein, aber dann war es doch wieder knapp vorbei.

Ein paar Mal hatten wir ernsthaft überlegt, ob wir mal nach Irene hinunter fahren sollten. Eigentlich eine verlockende Vorstellung, nachdem all dem, was wir bisher so über die Stadt gehört und uns auch selbst ausgedacht hatten. Und es war ja durchaus im Rahmen des Möglichen, die Stadt war eigentlich ganz nah. Aber bisher hatte dennoch keiner so richtig Lust dazu gehabt. Immer wenn wir es vorhatten, sagte einer sobald wir aufbrechen wollten: „Ach, lasst uns heute doch noch mal kurz aufs Plateau gehen, es ist so gute Sicht.“ Oder das Wetter war schlecht. Oder wir meinten, wir hätten gerade nicht genug Geld. Oder wir hatten keine Zeit. Wir verschoben den Besuch Irenes jedenfalls immer aufs nächste Mal. Die Stadt läuft ja nicht weg, war der Spruch, der dann immer kam. Mittlerweile war uns aber eigentlich klar, dass wir nie hinunter fahren würden, wie all die anderen hier oben auch nicht. Zwar gab es eine große Neugier unsererseits, aber auch eine große Unsicherheit, und die war offenbar stärker. Trotzdem sprachen wir immer wieder davon, dass wir hinfahren würden und fanden Gründe, warum wir es doch nicht taten und erklärten sie uns gegenseitig, wie um uns vor uns selbst zu rechtfertigen. Den wahren Grund sprach allerdings nie einer aus: Wir wussten einfach nicht so genau, was wir eigentlich in Irene sollten. Nachdem wir uns schon so viel über die Stadt vorgestellt und immer wieder darüber geredet hatten, wie sie wohl sei, war es fast unmöglich geworden, sich hineinzubegeben, ohne eine Enttäuschung zu erleben. Unsere Erwartungen waren mit der Zeit einfach zu groß geworden, und damit auch unsere Ängste. Uns beunruhigte die Ahnung, da unten vielleicht letzten Endes auf nichts anderes als ein zweites Trude zu treffen. Und dann wäre der schöne Traum geplatzt. Deshalb begnügten wir uns lieber mit dem Bild, das die Stadt von weitem bot. Die Faszination dessen, was man nicht jeden Tag aushalten muss. Da kann nichts schief gehen. So dachten wir zumindest.

„Meint ihr, ich habe Lust, da unten wie eine Ameise zwischen den Hochhäusern zu klemmen oder im Stau zu stecken und mich von denen hier oben mit dem Münzfernrohr dabei observieren zu lassen!“, hatte M. zum Beispiel einmal erklärt, warum sie nicht nach Irene wollte. Sie kam wegen der Freiheit des Blicks – wie sie es ausdrückte – so oft aufs Plateau. Das wirkte sich positiv auf sie aus. Verständlich wenn man weiß, dass sie mit Blick auf eine Hauswand wohnt.

Das mit dem Fernrohr war allerdings ziemlich übertrieben. Man kann nämlich mit damit gar keine Menschen erkennen. Eigentlich ist dieses Fernrohr ein Witz, man kann nicht mehr sehen als mit bloßem Auge. Die Skyline scheint sogar fast weiter weg. Zumindest war das so, als ich einmal durch das Fernrohr geschaut habe. Es war enttäuschend und hat sich nicht gelohnt, so wie der Blick auf Trude aus dem Flugzeug. Ich musste mich richtig anstrengen, überhaupt etwas zu sehen. Meiner Meinung nach ist das Ding kaputt.

Meistens gibt es sowieso diesen Smog, der die Sicht ganz furchtbar trübt. Diese schlechte Luft da unten, das würde mich sicher sehr stören. Darüber hinaus heißt es ja doch auch immer wieder, die Stadt wäre ganz schön gefährlich. Nachts hören wir oft die Polizeisirenen oder auch so ein Knallen, wie von Schüssen. Oben auf dem Plateau klingt das aufregend, aber unten ist es sicher kein Spaß. Ein paar hier oben wollen Leute gekannt haben, die tatsächlich hinunter nach Irene sind und seitdem nie wieder gesehen wurden. Natürlich ist es gut möglich, dass sie dort geblieben sind, weil es ihnen so gut gefallen hat. Wer weiß.

Oft mache ich Fotos von der Aussicht. Eigentlich ist das überflüssig. Ich kann ja jeden Tag kommen und schauen, wenn ich will. Aber es gibt diese Momente, da habe ich plötzlich das Gefühl, etwas zu erkennen oder wiederzuerkennen, was irgendwie von Wichtigkeit sei, und um es für eine spätere genaue Betrachtung oder auch nur für meine Erinnerung festzuhalten, mache ich ein Bild, so wie man einen Gedanken notiert, der plötzlich kommt und den man schon einige Augenblicke später nicht mehr wirklich nachvollziehen kann. Vielleicht auch als eine Art Beweis, dass ich das alles wirklich gesehen habe. Die meisten dieser Bilder habe ich allerdings nie richtig angeschaut, sie liegen alle in einer großen Kiste. Wenn ich vom Plateau nach Hause gehe, merke ich schon, dass die Fotos, die ich eben noch mit Begeisterung gemacht habe, keine wirkliche Rolle mehr spielen. Die Bedeutung, die ich meinte, erkannt oder gefühlt zu haben, lässt sich so nicht transportieren, sie hallt höchstens noch als fernes Echo herauf. Die Bilder dienen mir eher als Vergewisserung von Momenten starker Emotionen, auf die ich reagierte, indem ich den Auslöser betätigte, und ich werde mir ihrer bewusst, wenn ich auf den Zähler meiner Kamera schaue: Heute wieder 30 Bilder in einer Stunde gemacht!

Rechts von uns kam plötzlich Aufregung in die Menge, Stimmen wurden laut. „Erzähl keinen Quatsch!“ „Willst du dich wichtig machen?!“ „Komm, zisch ab!“ Wir schauten nach, was los war. Ein etwas abgehetzt wirkender Mann stand in der Runde. Wie wir nun mitbekamen, behauptete er, gerade gestern unten in Irene gewesen zu sein. Allein das sorgte schon für

Aufregung. Dazu verhielt er sich noch ziemlich seltsam. Er lachte nervös und sagte immer wieder: „Wenn ihr wüsstet ...“, und schien sich besonders über das Münzfernrohr zu amüsieren. „Mit dem Ding hättet ihr es doch schon längst merken müssen!“ Ich fragte eine Frau neben mir, wovon er redete. Sie erzählte mir, der Mann behaupte, er sei unten gewesen und er könne uns versichern, dass es da gar nichts gäbe außer einer großen, öden Ebene. Die ganze Stadt Irene sei nichts weiter als eine riesige Kulissenwand, die ein paar Leute aus Spaß und Langeweile gebaut haben und immer weiter ausbauen. Ich schaute sie entgeistert an. „Ja, nicht, wenn das ein Witz sein soll, ist er echt billig!“, sagte sie. Der Mann musste jetzt zum zehnten Mal erzählen, wie er hinuntergestiegen sei und entdeckt habe, dass die Stadt nichts weiter als eine Attrappe ist. Von allen Seiten hagelten Kommentare und Fragen auf ihn ein. Jemand verlangte Beweise, die es natürlich nicht gab. „Bevor ich das mit den Kulissen glaube, will ich erst mal Fotos sehen“, sagte einer. Ein anderer fragte, was mit dem Lichteermeer sei. „Die haben auch Lampen aufgestellt“, erklärte der Mann, „richtige Straßenlampen, nur dass die Straßen dazu fehlen.“ Mehr und mehr Leute begannen zu lachen und es hörte sich beinahe erleichtert an. Es wurde immer klarer, dass dieser Mann irgendein psychisches Problem hatte und nicht ernst zu nehmen war. Die anfängliche Beunruhigung hatte sich gelegt und man fand nun Spaß daran, ihn mit kniffligen Fragen in Widersprüche und Erklärungsschwierigkeiten zu verwickeln. Man wollte beispielsweise wissen, wie sie die regelmäßigen Geräusche erzeugten, die zu uns hoch hallten. Der Mann behauptete, es gäbe keine Geräusche, die würden wir uns nur einbilden. Wie viele Leute es wären, die da am Bauen seien. Der Mann hatte zwanzig gesehen, vermutete aber, es seien noch viel mehr. Aus welchem Grund die den ganzen Aufwand betrieben. Der Mann sagte, wahrscheinlich aus demselben, aus dem wir immer von hier oben hinunterschauen. „Und woher kommt der Smog?“, wollte eine Frau wissen. „Was ist, wenn es mal stürmt, fällt dann die Skyline um?“, rief eine andere. „Und wie bringen sie die Neonlichter zum Leuchten? Jetzt sag bloß, da sitzt jemand auf einem Fahrrad und tritt immerzu!“ Allgemeine Belustigung, die Stimmung wurde heiterer, je unwahrscheinlicher es wurde, dass der Mann in irgendeiner Sache Recht haben könnte. Irgendwann hörte dieser auf, die Fragen beantworten zu wollen, sondern winkte einfach ab. „Dann macht eben weiter wie immer“, sagte er. „Wenn ihr daran glauben wollt, dass da unten eine aufregende Metropole ist – schön, dann tut es. Aber selbst wenn es da unten eine Stadt gäbe, die ihr für spannender haltet, als die in der ihr lebt – warum steht ihr dann noch hier oben und seit nicht längst dort? Was bringen euch ihre vermeintlichen Möglichkeiten, wenn ihr sie nicht nutzen könnt? Anstatt euch um eure Realität zu kümmern, legt ihr euch dauernd selbst herein.“ Mit diesen Worten ging er. Zahlreiche der Anwesenden

schüttelten den Kopf. „Der wollte doch nur unsere Aufmerksamkeit“, kommentierte einer und: „Der sollte sich mal untersuchen lassen“, ein anderer. Die Plätze wurden wieder eingenommen als sei nichts geschehen. Sicher war es nicht der erste Zwischenfall dieser Art. Auch wir gingen zurück zu unserem Aussichtspunkt und schauten wie zuvor hinunter. Da unten blinkten doch eindeutig die Lichter einer Stadt! Wir fixierten sie schweigend nach dem Motto „Jetzt erst recht“, man könnte auch sagen: irgendwie verkrampft. Obwohl klar war, dass dieser Mann Unsinn erzählt hatte, war uns der Spaß an der Sache auf einmal verloren gegangen. Ein Zweifel hatte sich eingeschlichen und verdarb unsere Stimmung. Um ehrlich zu sein, ging uns der Ausblick plötzlich nur noch auf die Nerven. Wenn es tatsächlich so wäre, dass da unten ein paar verrückte Leute aus dem Nichts ein Stadtmodell bauten – auf diese Idee musste man erst mal kommen! – dann hatten sie dabei sicher mehr Spaß als wir, die dabei nur zuschauten und bereit waren, unsere Träume in dem wiederzuerkennen, was uns irgendetwas einfach vor die Nase stellt.

Wir verließen das Plateau kurz darauf in Richtung Trude. M. sprach aus, was alle dachten: „Wie oft waren wir nun schon hier?! Ich kann diese Stadt da unten echt nicht mehr sehen. Ich frage mich sowieso, was sie überhaupt mit uns zu tun hat.“ – In diesem Moment ahnten wir, dass wir uns demnächst auf die Suche nach einer neuen Aussicht machen müssen.